

Dies wird sicherlich nicht ohne Auswirkungen auf das Staatskirchenrecht bleiben. Nur diejenigen, die den Abschied von der Volkskirche schon feiern, werden sehen müssen, daß der Schutz des religiösen Sachbereiches gerade in einer ausgeprägteren Minderheitssituation zu neuer Aktualität gelangen wird. In den Beiträgen zum „Handbuch des Staatskirchenrechts“ wird die Mannigfaltigkeit des Bereiches Religionsverfassungsrecht deutlich. Es ist offensichtlich, daß diese komplexen Strukturen nicht mittels einfacher Formeln beschrieben werden können.

Inwieweit der Status quo aber „restlos“ aufrechterhalten werden kann, wird die Frage weiterer Entwicklung sein. Die Gefahr der Selbstsäkularisierung (Isensee) wird gesehen und im einzelnen auch kritisch eingeräumt, daß z. B. kirchliche Feiertage, die ihren religiösen Sinn nicht mehr zum Ausdruck bringen können und nur noch der Verschaffung von Freizeit dienen, auch des besonderen Schutzes verlustig gehen können (vgl. *Karl-Hermann Kästner*, HdbStKirchR II, 347 f.). Vielleicht eine Crux des Buß- und Bettages und dessen Abschaffung im Rahmen der Einführung der Pflegeversicherung?

Es geht nicht um Privilegien, sondern darum, daß der Verfassungsstaat seine Freiheitlichkeit gerade darin erweist, die Eigenheiten des Sachbereiches Religion und Kirchlichkeit

zu schützen. Der Verfassungsstaat ist „kulturoffen“ (*Paul Kirchhof*) und bietet die Freiheiten auch anderen Kulturen und Religionen an, die sich hier verwirklichen wollen. Im Staatskirchenrecht verdeutlicht sich diese Offenheit des Staates, der sich auch seiner kulturellen Wurzeln verpflichtet weiß, ohne deswegen als „christlicher Staat“ zu firmieren. Tradition wird sicherlich nicht die heutige Funktion gänzlich determinieren können, doch ist anhand des Referats ausgewählt staatskirchenrechtlicher Fragestellungen deutlich geworden, daß die integrative Leistung des Staates und seine freiheitliche Offenheit sich u. a. im Religionsverfassungsrecht zeigt, welches somit beispielhaft für das gesamte Staatsrecht ist (vgl. von Campenhausen, GS, 569 f.).

Die Schriften von Listl und von Campenhausen sowie das „Handbuch des Staatskirchenrechts“ leisten einen Beitrag dazu, die Pluralität des Gemeinwesens zu verdeutlichen. Die Publikationen zeigen eine Konstanz des erforderlichen historischen Gedächtnisses auf, die einerseits relativ ist, weil sie den Wandel erlaubt, aber im Wandel auch eine gewisse Dauer und Stabilität verbürgt. Daß Zukunft Herkunft bedeutet, daß Tradition nicht bloß Zeuge einer abgeschlossenen Vergangenheit ist, sondern lebendige anregende – gegebenenfalls auch aufregende – Kraft, wird am Staatskirchenrecht ersichtlich.

Ansgar Hense

Von New York nach Jerusalem

Facetten jüdischen Lebens in den USA

In den USA leben mehr Juden als im Staat Israel, fast zwei Millionen sind es allein in New York. Zum jüdischen Kosmos der Riesenstadt gehören Chassidim, die Traditionen des osteuropäischen Judentums fortführen, ebenso wie jüdische Feministinnen, die sich an der sexistischen Sprache überlieferter Gebete stoßen.

Von den amerikanischen Juden zu sprechen, heißt zuallererst, von den Juden in New York zu sprechen. Wer nach der Arbeit koscher essen will, tut das „Chez David“ auf der Upper West Side, in „David's Harp“ im Theatre District oder in „Jerusalem II“ im Garment District, wo New York zumindest kulinarisch zu einem Jerusalem geworden ist.

Die Entfernung zwischen New York und Jerusalem ist nicht eindeutig zu bestimmen. Sie kann 5672 Meilen im Flugzeug ausmachen. Sie kann aber auch bloß ein paar Straßenblocks in Manhattan oder ein paar Subway-Stationen zwischen Manhattan und Brooklyn betragen. Jerusalem liegt in Brooklyn!, darüber sind sich New Yorker, die einen Überblick haben, einig. Früher lag Jerusalem auch einmal im litauischen Wilna oder in den Stetls Osteuropas. Ein Jerusalem liegt letztendlich auch in dem Land, das alle Welt irrenderweise einmal das „heilige Land“ nannte. Woher diese

große Zahl, diese Ubiquität der Jerusalem? Ein frommer Chassid würde sagen: Jerusalem liegt da, wo die Leute auf den Messias warten, wo die Thora gelesen wird und eine „Schul“ entsteht, in der sich jüdisches Leben entfaltet. Aus diesem Blickwinkel darf New York auf jeden Fall als das „amerikanische Jerusalem“ gesehen werden.

Das gilt vor allem für den Borough Brooklyn auf der östlichen Seite des East River, wiewohl der älteste jüdische Friedhof – der Chatham Square Burial Ground – in Chinatown liegt. An der Südspitze von Manhattan war er 1682 von der jüdischen Gemeinde Shearith Israel gekauft worden, wobei ein noch älterer Friedhof von 1656 mit dem neuen verbunden wurde (*Oscar Israelowitz*, New York City. Jewish Travel Guide, Brooklyn 1994, 40). Ein Benjamin Bueno war der erste, der 1683 auf dem Chatham Square Burial Ground bestattet wurde.

Der Friedhof spielte 1776 eine wichtige Rolle bei der Verteidigung New Yorks gegen die Engländer. Am Chatham Square wurden achtzehn jüdische Revolutionäre und Patrioten beigesetzt, unter ihnen der Rabbi von Shearit Israel, der beim Herannahen der englischen Truppen seine Synagoge schloß, die Thorarollen nach Stratford in Connecticut brachte und dann während der Kämpfe den Tod fand.

Ein Melting pot im Kleinen

Sephardische Juden des jungen Neu-Amsterdam hatten Shearit Israel schon 1654 gegründet. Nach neueren Erkenntnissen waren sie jedoch keineswegs die ersten Juden in Amerika, denn diese gelangten – aus Angst vor der Inquisition als Christen getarnt – mit den spanischen Eroberern schon ein bis zwei Generationen früher nach Neu-Mexiko. Diese Krypto-Juden waren außerstande, eine eigene Synagoge zu gründen, was den historischen Ruhm, die erste Synagoge in Amerika zu sein, dann doch an Shearith Israel in New York gehen läßt. Mehrmals wechselte Shearith Israel das Gebäude. Generationenlang kämpften die aschkenasischen Juden aus Deutschland und Polen für ihr eigenes synagogales Leben und gründeten schließlich eine zweite Synagoge, die sie B'nai Jeshurun nannten. Shearith Israel und B'nai Jeshurun – New York besaß jetzt zwei Synagogen, aber es war noch nicht das „amerikanische Jerusalem“ geworden. Seit 1897 liegt die Synagoge Shearith Israel an der Ecke von Central Park West und 70. Straße, zwei Blocks südlich von der Stelle, wo *John Lennon* 1980 erschossen wurde.

Noch ein paar Straßen weiter, in 15 West 86th Street, befindet sich die *Society for the Advancement of Judaism*. Im Jahr 1922 gegründet, räumt diese liberale Organisation den Frauen völlige Gleichberechtigung im Synagogengottesdienst ein. Die Frauen werden mitgezählt, wenn die Minyan – das Zehnerquorum, ohne das der Gottesdienst nicht beginnen kann – erreicht werden muß. Frauen tragen den Gebetschal und lesen aus der Thora. Für die ultraorthodoxen Frommen sind das alles liberale Ketzereien, und außerdem ist die liberale Organisation in 15 West 86th Street noch nicht der hinreichende Grund, in New York das „amerikanische Jerusalem“ zu erkennen. Wieviel Subway-Stationen sind es noch bis in das „amerikanische Jerusalem“ in Brooklyn, bis in die Stadtteile Crown Heights, Williamsburg und Borough Park – dreizehn, achtzehn oder fünfundzwanzig?

In den fünf Boroughs New Yorks leben mehr als einunddreiviertel Millionen Juden. Also leben in Brooklyn und Queens, in diesen auf Long Island gelegenen Bezirken der Riesenstadt, mehr Juden als in Jerusalem und Tel Aviv zusammengenommen, wie ja auch in den Vereinigten Staaten mit mehr als sechs Millionen Juden zwei Millionen mehr leben als in ganz Israel. Aus allen Teilen der Welt, vor allem jedoch aus Europa, strömten sie in mehreren Einwanderungswellen nach New York und ließen sich von dieser Stadt wie von einem Magneten in den Melting pot hineinziehen.

Für die eingewanderten Juden wurde New York zum Melting pot im Kleinen, wie die Stadt für alle anderen Einwanderergruppen das Synonym für den ethnischen, rassischen, religiösen und kulturellen Schmelztiegel wurde.

Die Masse der Juden kam seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts aus Mittel- und Osteuropa. Nach 1945 waren es die Überlebenden des Holocaust. Ungarische Juden kamen nach dem Aufstand von 1956. Israelische Juden – auch das gibt es! – wichen nach dem Jom-Kippur-Krieg nach Amerika aus. Nach dem Sturz des Schah kamen sie aus dem Iran, und heute sind es wieder Zehntausende aus Rußland.

Was Brooklyn angeht, so entstanden schon um 1840 größere jüdische Ansiedlungen in Williamsburg und Greenpoint. Die erste Gemeinde in Brooklyn wurde von deutschen Juden organisiert. Osteuropäische Juden kamen seit 1885 in großer Zahl nach Brownsville, nachdem die Kleiderfabriken von der Lower East Side in Manhattan samt ihren Arbeitern nach Brooklyn zogen. Es entstand ein frühes „Jerusalem of America“ mit mehr als zweihundert Synagogen, jiddischen Theatern, koscheren Märkten für Produkte, die in den koscheren Restaurants benötigt wurden, und vielen Gemeindezentren (Israelowitz, a.a.O., 116). *Aaron Copland*, der die amerikanische Musik auf einen Höhepunkt führte, ist hier geboren, ebenso *Robert Oppenheimer*, der in Los Alamos die erste Atombombe baute. Nach 1960 setzte eine Umzugsbewegung nach Flatbush ein, weil sich schwarze Wohngebiete in der Nachbarschaft von Brownsville auszudehnen begannen. Neue Subway-Linien machten es nach dem 1. Weltkrieg möglich, in Brooklyn zu wohnen und in Manhattan dem Job nachzugehen. Neue jüdische Neighborhoods entstanden in Borough Park, Bensonhurst, Flatbush, Brighton Beach und Coney Island.

Zusammen mit den Überlebenden des Holocaust kamen viele *Chassidim* – unterschieden nach ihren osteuropäischen Herkunftsregionen und religiösen Besonderheiten, aber alle jiddisch sprechend – nach Brooklyn. In Williamsburg sind es die Satmar aus dem rumänischen Satu Mare, was St. Maria heißt. Die Satmar tragen ihren ins Christliche hinüberreichenden Namen mit Gelassenheit, war doch die Jungfrau Maria selbst eine Jüdin gewesen. In manchen Gebieten von Williamsburg geht es zu wie in Mea Shearim – eine frappierende Ähnlichkeit Brooklyns mit dem realexistierenden Jerusalem.

In Crown Heights versammelten sich dreißigtausend Lubavitcher Chassidim, die aus Weißrußland stammen, um ihren Rebbe. Sie gründeten Außenposten von Crown Heights in der ganzen Welt, gerieten dabei aber vor Ort in gewalttätige Auseinandersetzungen mit ihren schwarzen Nachbarn. Der Lubavitcher Rebbe war bis zu seinem Tod am 12. Juni 1994 nie in Israel gewesen, obwohl er wegen seines Einflusses auf Politiker israelische Regierungen ins Amt gebracht und verhindert hatte. In Borough Park leben Chassidim verschiedener Richtungen nahe beieinander. Darum ist Borough Park – jüdisch gesehen – ein höchst kosmopolitischer Stadtteil.

Die gesellschaftliche Spannweite reicht von liberalen Reformjuden über Konservative, Orthodoxe und Chassidim bis hin zu den Ultra-Orthodoxen, die selbst auch wieder chassidisch sind.

Hunderte von Synagogen, große und kleine Jeshivas, koschere Lokale sowie Buch- und Devotionalienläden mit allem, was das fromme Herz begehrt – bedeutet das alles schon „Jerusalem“? Jedenfalls fehlen die Ultra-Ultra-Orthodoxen, die im original-jerusalemischen Mea Shearim den israelischen Staat mit seiner Gesellschaft das Fürchten lehren. So kleiden sich die Anhänger der Neture Karta, die im Jerusalemer Mea Shearim ihre Hochburg haben, am israelischen Nationalfeiertag in Sackleinen und hissen schwarze Fahnen der Trauer, weil sie den Staat nicht anerkennen, von dessen Sozialfürsorge sie leben. In Mea Shearim, das nur hundert Meter von der israelisch-jordanischen Kampflinie entfernt lag, bereiteten sich die Führer der Neture Karta im Jahr 1948 darauf vor, auf die jordanische Seite überzuwechseln, weil sie ein Leben unter moslemischer Herrschaft dem Leben in einem „gottlosen“ jüdischen Staat vorziehen wollten. Lediglich die harsche Mitteilung der Armee, daß die frommen Gesinnungstäter sofort vor ein Kriegsgericht gestellt würden, hielt die Ultra-Ultra-Orthodoxen damals davon ab, weiße Fahnen zu hissen. Im heutigen Jerusalem ist es für die Neture Karta völlig gefahrlos, ihre schwarzen Fahnen aus den Fenstern zu hängen. Das alles zeigt, daß es doch noch einen kategorialen Unterschied zwischen dem „Jerusalem in Brooklyn“ und dem „ersten Jerusalem“ geben muß.

Immer neue Fluchten

Die Erfahrungen von Gefahr, Flucht und Exil sind in den Köpfen der amerikanischen Juden lebendig geblieben. Warum auch sollte die Angst vor den überstürzten Fluchten vergessen sein, wo sie alle mit ihren Eltern, Großeltern und Urgroßeltern immer nur als Vertriebene in Amerika ankamen?

„Always have a satchel packed beneath your bed“ – sei immer zur hastigen Flucht bereit! – schreibt die in Brooklyn geborene *Marilyn Mohr*:

Der gepackte Beutel

Wir sind Flüchtende,

zu erkennen an der Hast,

mit der wir unsere Sachen zusammenraffen.

Schnell wie ein fliehender Jude, sagen sie.

Habe immer einen gepackten Beutel unter deinem Bett,

mit Kleidern zum Wechseln, einem Gebetsschal

und einem Buch – immer dieses Buch.

Stellt euch vor, unser Erbe wäre

ein Bild, nicht das Buch.

Scharen todmüder Juden schleppten

sich in fremde Städte, bepackt

mit Statuen und Bildern,

die sie über die Kontinente karren –

Gott war so gnädig, uns das zu ersparen, als er
unseren Bund an das Wort band und
nicht an dessen Überbringer oder ein Symbol.
Unter meinem Bett wartet immer ein Beutel.

Der ist vollgestopft mit Wörtern.

(Übersetzt von Hermann Vogt)

Marilyn Mohr, Satchel, Merrick, N. Y. 1992, Seite 5.

(Jewish Writers, Chapbook 8.)

Dieses Gedicht ist der Versuch, auch im „amerikanischen Jerusalem“ jüdische Identität zu bewahren und gleichzeitig die Assimilation an die umgebende Gesellschaft möglichst einzudämmen. Der unschätzbare Wert der jüdischen Bilderlosigkeit besteht darin, nur die Thora, das Buch voll Gottesgeschichten und nicht irgendwelche Heiligenstatuen, im Gepäck mitnehmen zu dürfen. Beneath my bed there is a satchel – it is packed with words.

Die Vertreibung aus dem ersten Jerusalem führte zu immer neuen Fluchten – quer durch die Geschichte und über alle Kontinente hinweg. Jude sein heißt, immer auf der Flucht zu sein. Beim Sedermahl zu Beginn des Passahfestes wird ein Becher Wein für den Propheten Elia eingeschenkt und gleichzeitig die Tür geöffnet, weil die Mahlteilnehmer den Propheten Elia erwarten. Mit diesem Einzelmotiv greift

Die Domschule, Akademie für Erwachsenenbildung der Diözese Würzburg, sucht zum 01.10.1997

Mitglied der Akademieleitung

Aufgabengebiet:

Mitverantwortung für die zwei großen Arbeitsbereiche der Domschule:

- Katholische Akademie mit Diözesanem Bildungswerk
- Theologie im Fernkurs/Kirchliche Arbeitsstelle für Fernstudien

Voraussetzungen:

Kooperativer Führungs- und Umgangsstil – Dialogfähigkeit – mündige Loyalität zur Kirche und ihrem Auftrag – erwachsenenbildnerische Praxis – ausgewiesene theologische Kompetenz (z. B. durch Habilitation) – weitgespannte Interessen und Lernbereitschaft – Sensus für das Notwendige und (auch wirtschaftlich) Machbare – Belastbarkeit – Einsatzfreude

Vergütung:

nach dem Arbeitsvertragsrecht der Bayer. Diözesen ABD Ia (vergleichbar mit dem BAT)

Bewerbungen an:

Leitung der Domschule

Postfach 11 04 55, 97031 Würzburg

Am Bruderhof 1, 97070 Würzburg

David Gershator in seinem Text „Seder“ die jüdischen Geschichtserfahrungen zwischen dem ersten Jerusalem und dem Brooklyn von 1982 auf.

(...)

In Jerusalem

öffne ich die Tür für Elia –
und Titus greift an.

In Spanien

öffne ich die Tür für Elia –
und die Caballeros schicken die Heilige Inquisition.

In Rußland

öffne ich die Tür für Elia –
und die Schwarzen Kohorten drängen herein.

In Deutschland

öffne ich die Tür für Elia –
die Gestapo erscheint.

In Vilna

öffne ich die Tür für Elia –
Elia kommt herein und bricht zusammen.
Sein einst prächtiger Bart versengt,
sein engelhaftes Gesicht unvorstellbar verbrannt.
Elia war mein Großvater.

In Brooklyn

sagt mein Vater:

Öffne dem Elia die Tür,

aber sei vorsichtig,

schau erst durch den Spion!

Zu viele Gauner treiben sich draußen herum,
man kann nie wissen –

(...)

(Übersetzt von Hermann Vogt)

David Gershator, Seder (Auszug), in: Isaac Mozeson, Hg.,
Ten Jewish American Poets, New York 1982, 51 f.

Der Kreis des jüdischen Denkens schließt sich in der endlosen Angst, aus jedem neuen Jerusalem ein weiteres Mal vertrieben zu werden.

Die erlittenen Vertreibungen führten zur nie aufhörenden Erinnerung an den Ursprungspunkt, an Jerusalem, woher die Väter – die Mütter werden nicht eigens erwähnt – gekommen waren. Die Erinnerung an die Stadt wurde zum alles beherrschenden Gedanken. „Nächstes Jahr in Jerusalem.“ Dieser Ausruf wurde schon in ältester Zeit zur Schlußermahnung in den Gottesdiensten an Passah und Jom Kippur. Jahrhundertlang wandten sich die Beter dreimal am Tag nach Jerusalem: „Über Jerusalem, die Gottesstadt, möge dein Erbarmen walten und deine Herrlichkeit in ihr, wie du es uns verheißten hast. Erbaue sie bald und in unseren Tagen, erbaue sie für die Ewigkeit und richte in ihr bald wieder auf den Thron, auf dem David saß“ (nach: *Amos Elon*, Jerusalem. Innenansichten einer Spiegelstadt, Reinbek 1992, 57). Diese Sehnsucht richtete sich in die alte Vergangenheit und gleichzeitig in die fernste, utopische Zukunft.

Die Erinnerung transformierte archaische Vorstellungen zu Lichtgedanken, in die sich die Exilierten im Alltag und in

den Vernichtungslagern flüchteten. Das „Nächste Jahr in Jerusalem“ machte aus einem Trümmerhaufen, in dem sich andere Völker und zwei neue Religionen eingerichtet hatten, zum „ewigen“, „heiligen“ und „himmlischen“ Jerusalem. Die uns geläufige politische Auseinandersetzung um das eine kleine Land und um dieselbe Stadt wurde bereits im Jahr 70 in der religiösen Rückerinnerung an Jerusalem geboren. Wo also liegt Jerusalem wirklich – in Brooklyn oder im palästinensischen Israel?

Hershel Moskovits stand in seinem Laden in Crown Heights. Am linken Unterarm hatten ihm die Auschwitzwächter die Registriernummer A-3667 eintätowiert. Beklommen versucht der Deutsche, sich hinter der anderen Sprache zu verstecken. Aber bald sprechen beide deutsch. *Hershel Moskovits* stammt aus Batu in Ungarn. Seine KZ-Karriere verbrachte er, vier Jahre lang, in Auschwitz, Buchenwald und Theresienstadt. Bei Kriegsende wurde *Hershel Moskovits*, gerade erst sechzehn Jahre alt, von den Tschechen befreit. Mit glänzenden Augen erzählt der alte Mann mit dem Bart der Lubavitcher Chassidim von seiner Reise nach Jerusalem. Der Physiker *Pesach* ist in Amerika geboren. Er hat sich vor zehn Jahren dem Lubavitcher Rebbe abgeschlossen. Dem Gesprächspartner, der über Deutschland nach Israel reist, gibt er eine Zedaka für einen Jerusalemer Rabbi mit: Diese Zedaka, damit dich die Engel während des Flugs beschützen mögen! Wer eine Zedaka überbringt, der wird nicht verunglücken. Zwischen Crown Heights, Europa und Jerusalem – wo liegt Jerusalem wirklich?

Die Angst vor der Assimilation

In 15 West 86th Street, in der Society for the Advancement of Judaism, wo die Frauen aktiv am Synagogengottesdienst teilnehmen dürfen, las *Yehuda Amichai* aus seinen Gedichten. *Amichai*, 1924 als Ludwig Pfeuffer in Würzburg geboren und 1936 nach Israel ausgewandert, lebt in Jerusalem. Seine Liebesgedichte, die stark an das Hohelied erinnern, kann er nur hier am Central Park, bei den Liberalsten der Reformgesinnten, vorlesen – nie in Williamsburg und niemals in Crown Heights. *Amichai* wird von einer Lehrerin vorgestellt. Als sie vor dreißig Jahren in Tel Aviv zur High School gegangen sei, habe man *Amichais* Liebesgedichte den jungen Mädchen vorenthalten, weil sie nicht in die Moralvorstellungen der Eltern und Lehrer – von den Frommen gar nicht zu reden – hineinpaßten. Die bärtigen Chassidim von Brooklyn können in *Amichais* Gedichten nur den Einbruch des Bösen in ihre fromme Gedankenwelt erkennen. Aber „Tourist“, *Amichais* Erinnerung an die junge Touristin in Jerusalem, ist ein heiteres Gedicht.

DIE TOURISTIN

Sie zeigte mir ihr offenes Haar
im Wirbelwind ihres Kommens, doch
ich zeigte ihr das Labyrinth meines Lebens,

seine Fluchten und seine Enge.
 Sie fragte nach der Straße und dem Haus –
 ich mußte laut lachen.

In dieser langen Nacht zeigte sie mir
 die Wahrheit ihrer dreißig Jahre.
 Ich zeigte ihr dafür die Stellen,
 wo ich einmal die Tefillin trug.

Ich brachte ihr Geschichten und Verse und Sand von Eilath.
 Sie erfuhr vom Geschenk der Thora, vom Manna meines To-
 des
 und von der Sehnsucht, die nie in mir heilt.

Sie zeigte mir die Stufen zum Glück
 und ihr Bild als junges Mädchen.
 Ich erklärte ihr, daß König David nicht in seinem Grabe
 ruhe
 und ich nicht in meinem Leben lebe –
 sie nahm mir beides ab.

Während ich wachträumte und sie etwas aß,
 lag der Stadtplan auf dem Tisch.
 Ihre Hand war auf Katamon und meine auf ihrer.
 Ihre Tasse stand auf der Altstadt.
 Asche fiel auf König Davids Hotel.
 Der Väter Schmerz stand vor uns –
 ein uraltes Weinen erlaubte unsre Nacktheit.
 (Übersetzt von Hermann Vogt)
Yehuda Amichai, Schire Ahaba (Love Poems), Tel Aviv
 (Schocken) 1986, 40.

Das ist nicht der orthodoxe Umgang mit dem ersten Jerusa-
 lem. Nur dieses Paar, das für wenige Tage zusammen ist,
 darf zwischen Liebe und Essen, Rauchen und Sightseeing so
 frech und pietätlos mit Jerusalem umspringen. Ein „himmlis-
 ches Jerusalem“ ist die Davidsstadt den beiden schon ge-
 worden, aber ganz anders als die rabbinischen Väter gelehrt
 hatten. Nur die reformbewußten Frauen, wie sie in 15 West
 86th Street ihr New Yorker Zentrum haben, begeistern sich
 für Amichais Jerusalem. Sie sind dieselben Frauen, die bei
 ihren Sederfeiern den Propheten Elia durch die Prophetin
 Miriam ersetzt haben. „Uns wird erzählt, daß die Prophetin
 Miriam jedes Haus besucht, in dem von Frauen ein Seder ge-
 halten wird. Ihr öffnen wir die Tür und heißen sie willkom-
 men. Ungeduldig erwarten wir ihre Ankunft.“ Sie wehren
 sich gegen das männliche Gottesbild im Judentum, beklagen
 den Mangel an Rabbinerinnen und Kantorinnen und lehnen
 die sexistische Sprache der meisten Gebete und Segens-
 sprüche ab (Woman's Institute For Continuing Jewish
 Education, Hg., San Diego Women's Haggadah, Second
 Edition, La Jolla, CA 1986, 41 f.).

Am Central Park in Manhattan, drüben in Crown Heights
 oder im ersten Jerusalem, das bei Amichai zur Stadt der
 Liebenden wird – wo bloß liegt das wahre Jerusalem? Oder
 darf es überall liegen?

Es gibt schon immer diese jüdische Angst, daß die sich nie

verzehrende Hoffnung des „Nächstes Jahr in Jerusalem“ in
 die Assimilation an die jeweilige nichtjüdische Gesellschaft
 umschlagen könnte, und gerade das vollzieht sich bei günsti-
 gen Umfeldbedingungen mit besonderer Verführungskraft.
 Die Emanzipation aus den Ghettos und die Anpassung an
 die bürgerlichen Gesellschaften führten dazu, daß die hala-
 chisch definierte jüdische Identität aufgebrochen wurde. As-
 similation und Zionismus stellten zwar einen extremen Ge-
 gensatz dar, aber dennoch hatten beide zum Ziel, auf ihre je
 eigene Art das Exil zu beenden. Der Zionismus beendete
 das Exil dadurch, daß er die Diaspora wieder zum Zion
 zurückbrachte. Die Assimilation erreichte dasselbe Ziel, in-
 dem sie das Exil zum Zion machte. „Deutschland ist unser
 Zion und Düsseldorf unser Jerusalem“, „Amerika ist unser
 Zion und Charleston unser Jerusalem“ – so lauteten die As-
 similationsformeln aus dem Rheinland und aus South Caro-
 lina (*Yosef Hayim Yerushalmi*, Ein Feld in Anatot, Berlin
 1993, 93). Auch wenn diese lokal verwurzelten Formeln die
 in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllten – in Deutsch-
 land zerbrach sie der Holocaust, und die Juden in Charleston
 mußten dem größeren New York den Vortritt lassen –, so
 können die amerikanischen Juden den Formeln „Jerusalem
 in Brooklyn“, „Jerusalem in New York“ und „Zion in Ame-
 rika“ angesichts der Unheiligkeit des ersten Jerusalem einen
 neuen Sinn abgewinnen.

Das judaeo-christliche Amerika

In parallelen Ausstellungen hat das Jüdische Museum in
 New York ab September 1996 (bis zum 19. Januar 1997) die
 beiden gegenläufigen Grundmuster, nach denen sich Europa
 mit seiner jüdischen Tradition auseinandersetzte, dargestellt.
 In der Ausstellung „From Court Jews to the Rothschilds“
 wurde der „erfolgreiche“ Verlauf der jüdischen Emanzipa-
 tion und Assimilation zwischen 1600 und 1800 entfaltet. Als
 harter Kontrast stand daneben eine Fotoausstellung über die
 Judenverfolgung in den Niederlanden während der deut-
 schen Besetzung von 1940 bis 1945 (*The New Yorker*,
 23.9.1996, 96–99). Indem die europäischen Entwicklungen
 und Phänomene dieserart präsentiert wurden, waren die
 heimlichen Impulse für die amerikanischen Besucher nicht
 zu übersehen: Der europäische Assimilierungsspagat führte
 am Ende immer nur zur Shoa – und was machen wir aus un-
 serer „Jewishness“ hier in Amerika?

Die jüdische Minderheit ist stark in den politischen Prozeß
 in den Vereinigten Staaten eingebunden. In Präsidents-
 chaftswahlkämpfen sowie bei anderen Wahlen achten die
 Kandidaten sorgfältig darauf, die jüdischen Wähler auf ihre
 Seite zu ziehen, weil das Abstimmungsverhalten der „Jewish
 vote“ über Sieg und Niederlage entscheiden kann. Das ak-
 tive Engagement der USA in der Nahostpolitik ist die logi-
 sche Folge der Tatsache, daß die politischen Akteure sich
 zwischen den Wahlterminen der Jewish vote nachhaltig ver-
 pflichtet fühlen. Die prägende Mitwirkung der verbliebenen

Supermacht USA bei allen den Nahen Osten betreffenden Entscheidungen hat zu einer problematischen Doppelrolle geführt. Die USA werden nämlich von ihren arabischen und palästinensischen Verhandlungspartnern sowohl als Vermittler als auch als Partei wahrgenommen – letzteres besonders dann, wenn vermeintlich spezifische Interessen Israels auf dem Spiel stehen.

Hat in den USA, wie sie sich heute darstellen, ein Verebben des europäischen Antijudaismus und Antisemitismus stattgefunden? Die Antwort auf diese Frage moduliert sich entsprechend der Region und der Teilgesellschaft der USA, die gerade betrachtet wird. Ihren Motiven nach ist die antijüdische und antisemitische Vorurteilsstruktur Europas in ihrer ganzen Breite vorhanden. Nur ist sie in New York und in den großen Städten kaum noch relevant, während sie in konservativ geprägten Regionen des Südens, des Mittleren Westens und des Westens immer noch in den Blick fällt. Das kann auch gar nicht anders sein, da die USA als Produkt europäischer Einwanderung nach wie vor ein getreues Abbild aller Spielarten des europäischen Grundmusters ist.

Und dennoch sind wichtige Unterschiede wahrzunehmen. Die Funktion des „underdog“, die in traditionellen europäischen Gesellschaften oft die Juden ausfüllten, nehmen in USA die Schwarzen und andere Minderheiten wahr. Die Institutionen des Staates funktionieren unangefochten, und die Gültigkeit der Verfassung wird nicht bestritten. Die Folge ist, daß das Abgrenzungsbedürfnis der jüdischen Gemeinden im liberalen Amerika des „anything goes“ leichter lebbar ist als in europäischen Ländern mit alter christlicher Geschichte. Das „anything goes“ erleichtert zugleich auch eine allmähliche Assimilierung, die im Gewand der Amerikanisierung, die jeder Einwanderer nach einiger Zeit zu erbringen hat, daherkommt.

Von den amerikanischen Juden gehen starke Wirkungen auf die europäischen Gesellschaften aus. Zu Anfang der neunzi-

ger Jahre verhinderten jüdische Organisationen, daß auf dem Gelände des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz ein katholisches Nonnenkloster angesiedelt wurde. Die Suche nach dem Verbleib von Geldern, die Holocaustopfer auf Schweizer Banken deponiert hatten, wird von USA aus wirkungsvoll vorangetrieben. Das Buch von *Daniel Goldhagen* über „Hitlers willige Vollstrecker“ hat die Diskussion über die deutsche Verantwortung für den Holocaust neu entfacht. Amerikanische Juden haben Schritte unternommen, um Johannes Paul II. die Veröffentlichung einer Enzyklika gegen den Antisemitismus nahelegen, so lange überhaupt noch Überlebende des Holocaust am Leben sind. Die Wiederentdeckung eines vatikanischen Entwurfs von 1938, der damals eine kirchliche Stellungnahme gegen den Antisemitismus vorbereiten sollte, nahm *Robert Rife*, der Präsident des American Jewish Committee, im April 1996 zum Anlaß, dem Papst brieflich die Wichtigkeit einer entsprechenden Enzyklika aus jüdischer Sicht zu erläutern (*The Jewish Week*, 3. May 1996, 16).

Die jüdische Theologie lebt von dem strahlenden Hoffnungssatz „Das Geheimnis der Erlösung ist Erinnerung...“. Die negativen Erfahrungen mit der fortschreitenden Anpassung an die konturenlose amerikanische Normalgesellschaft, wie sie von allen Einwanderergruppen gemacht wurden, könnten für die Juden in Amerika aber auch bedeuten, daß die assimilierende Liberalisierung langfristig den Tod des jüdischen Glaubens in Amerika bedeuten würde. Käme es dann dazu, daß man sich im New Yorker Jerusalem nicht mehr an das erste Jerusalem erinnern würde? Das wäre im Kontext der orthodoxen jüdischen Ängste die schlimmste Variante des traditionszerstörenden „melting pot“.

Wie schrieb Marilyn Mohr? ... always have a satchel packed beneath your bed – wohin müßte die Flucht weitergehen, wenn die Hoffnungen auf „Zion in Amerika“ in sich zusammengefallen sind?

Hermann Vogt

Sehr viele Fragen

Belgiens politische und kirchliche Krise

„Das belgische Labyrinth“ – so der Titel eines Buches des Journalisten Geert van Isten-dael – ist durch die Erschütterungen der letzten Monate noch undurchdringlicher geworden. Auch die Kirche in einem der klassischen „katholischen“ Länder des westlichen Europa steckt in einer Umbruchsituation. Es fehlt ihr aber nicht an Reserven, um den neuen Herausforderungen begegnen zu können.

Am Sonntag, dem 20. Oktober 1996, zog ein „weißer Marsch“ durch Brüssel: Ernst und würdevoll demonstrierten fast 300000 Flamen, Wallonen und Brüsseler mit weißen Luftballons, Fähnchen und Schleifchen gegen Pädophilie, die Politisierung der Justiz, die Korruption in der Politik und

den allgemeinen Werteverlust. Anlaß für diese Aktion war der Fall des wallonischen Pädophilen *Marc Dutroux*, der zusammen mit seinen Handlangern mehrere Kinder geschändet und ermordet hatte. Das ganze Land stand und blieb unter dem Eindruck dieser Verbrechen. Die Medien